

Faisal Hamdo

Fern von Aleppo

Wie ich als Syrer
in Deutschland lebe



 Edition
Körber

Faisal Hamdo

Fern von Aleppo

Wie ich als Syrer in Deutschland lebe

In Zusammenarbeit mit Elena Pirin

 Edition
Körber

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Edition Körber, Hamburg 2018

Umschlag: Groothuis. www.groothuis.de

Umschlagfoto: Körber-Stiftung/Claudia Höhne

Textredaktion: Oliver Domzalski | www.lektorat-domzalski.de

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg |

www.buch-herstellungsbuero.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-535-1

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber.de

إلى أمي الغالية، وأبي العزيز..
إلى شقيقتي وأشقائي الذين أدركت معهم أن الشمس هي
ساعة الفلاحين في النهار.. وأن القمر هو ساعة
العاشقين للصلاة عند الفجر
إلى أرواح كل شهيد الوطن..
إلى وطني المرحم

فصل حدو - هامبرغ ٢٠١٨

*Für alle, die ich im Krieg verloren habe, insbesondere
meine kleinen Patienten.*

*Für meine Mutter, die mir gezeigt hat, dass die Liebe
die größte Macht der Welt ist.*

*Für meinen Vater, der mich stark gemacht und mir beigebracht hat,
dass es für jedes Problem eine Lösung gibt.*

*Für meine Geschwister, ihre Partner und für meine Nichten
und Neffen: Ihr seid mein Reichtum.*

Inhalt

Vom Euphrat an die Elbe	
Warum ich Deutschland danken möchte	9
1. Schnee in Aleppo	15
2. Als mein Opa zum König wurde	20
3. Von Ost-Aleppo nach Westberlin	26
4. Die Ziege meiner Mutter	40
5. Mein Männerleben als »Jungfrau«	54
6. Glühwein zum Ramadan	69
7. Sieben Kerzen für Leyla	83
8. Die Uhr meines Vaters	95
9. Bismarck sei Dank	106
10. Amtsdeutsch für Ausländer	121
11. Händeschütteln in der Sauna	133
12. Lorient für Araber	153
13. Von Gebetsteppichen und Yogamatten	167
14. Mein Silvester 2015	181
15. Vom Glück, Steuern zu zahlen	196

16. Sonntag ist Wahltag	209
17. Der Westen fing in Kiew an	222
18. Anruf aus Aleppo	236
Wie Syrien zu mir kam	
Nachwort von Elena Pirin	249
Über die Autoren	253

Vom Euphrat an die Elbe

Warum ich Deutschland danken möchte

Ich bin keine Berühmtheit. Weder in Syrien noch in Deutschland. Ich gehöre zu jener namenlosen Masse junger Menschen, die ab 2011 auf die Straßen gingen, um in Sprechchören für ein besseres Leben zu demonstrieren. Ich war gerade 22 Jahre alt geworden. Einige verrückte Wochen lang glaubte ich wie ein kleines Kind daran, dass unsere Politiker endlich im Interesse ihres Volkes handeln würden. So saß ich noch im Juni 2011 im Innenhof der Uni von Aleppo und lauschte zusammen mit meinen Kommilitonen der Rede unseres Staatschefs, der uns Hoffnungen auf Reformen machte – um sie im nächsten Zuge brutal zunichtezumachen. Wir hockten nebeneinander auf dem von der Sonne aufgeheizten Zementboden: Sunniten neben Schiiten, Kurden neben Christen, Studentinnen mit Jeans neben solchen mit Kopftuch oder Schleier – alles junge Syrer. Noch ahnten wir nicht, dass demnächst das große Morden beginnen sollte. Im Namen des syrischen Volkes sollten unversöhnliche Kämpfe geführt werden, die bis heute für endloses Leid und blutige Schlagzeilen sorgen.

Wir, die jungen Syrer, die sich für die Hoffnungsträger des Landes hielten, wussten im Frühsommer 2011 noch nicht, was wir alles aufs Spiel setzten. Die meisten von uns würden ihr Zuhause verlieren, andere ihre Familie und wieder andere das eigene Leben. Wie Tausende anderer junger syrischer Frauen und Männer erlebte ich, wie sich unsere Demonstrationen für mehr Demokratie und Wohlstand in verzweifelte Proteste gegen die Willkür der Regierung verwandelten. Um anschließend zu erleben, wie diese die eigene Bevölkerung zum Abschuss freigab.

Die Mitglieder meiner Familie sowie der Großteil meiner Bekannten zählen statistisch zur offiziellen Zielscheibe des staatlichen Terrors. Warum?, frage ich mich bis heute. Liegt es nur daran, dass wir der sunnitischen Bevölkerung angehören, die seit Jahrzehnten ein Dorn im Auge unserer Herrscher ist? Oder liegt es an der Logik der Kriegstreiber? Braucht man Sündenböcke, um den eigenen Machtanspruch zu legitimieren? Auf jeden Fall war es wohl einfach Pech, dass ich 1989 als Sunnit in Syrien geboren wurde.

Gleichzeitig hatte ich riesiges Glück: Ich bin nicht in den Gefängnissen des Geheimdienstes verhört worden, ich musste keinen Dienst an der Waffe leisten, weder für das Regime noch für seine Gegner. Meine Eltern und auch alle Geschwister sind noch am Leben. Ich konnte aus Syrien fliehen, bevor der Krieg mich endgültig einholte, und ich habe in Deutschland eine zweite Heimat gefunden. Mittlerweile kann ich hier sogar meinen Beruf als Physiotherapeut ausüben. Ich bin ein Sonntagskind, wie man auf Deutsch sagt.

Es sind noch nicht einmal drei Jahre, dass ich hier leben darf. Wie ich zu diesem Privileg gekommen bin, möchte ich in diesem Buch erzählen. Aber auch von den Verpflichtungen und Fragen, die ein solches Glück mit sich bringt. Ich möchte meinen Lesern die Denkweise und die Erfahrungen eines jungen syrischen Einwanderers näherbringen.

Ich hoffe, dass das Buch ein paar Fragen beantworten kann, die viele Deutsche an uns Geflüchtete haben, wie zum Beispiel: Kann man arabischer Muslim sein und trotzdem weltoffen, gebildet und tolerant? Ist es möglich, in ärmlich-patriarchalen Strukturen aufgewachsen zu sein und trotzdem die Werte der Demokratie zu respektieren und zu leben? Kann jemand aus einem Land mit Sommertemperaturen von bis zu 45 Grad wirklich fleißig und leistungsorientiert sein? Muss jemand, der aus einem Kriegsgebiet flieht und Traumatisches erlebt hat, unbedingt eine tickende Zeitbombe sein?

Und mich hat interessiert, warum so viele von »uns« Geflüchteten nach Deutschland wollen. Was finden wir hier, außer Wohlstand und Arbeit? Und wie können wir Einwanderer dieses Land aktiv mitgestalten? Denn es hilft weder unseren Gastgebern noch uns selbst, sich in Vorurteilen einzumauern.

Ich habe in den letzten drei Jahren viele unvergessliche Erfahrungen gemacht und zahllose Gespräche mit deutschen Bekannten und Helfern, mit Arbeitskollegen und Patienten geführt. Wir haben voneinander profitiert: Sie konnten mir meine Fragen in Bezug auf Deutschland und den Westen beantworten, und ich konnte ihnen meine Sicht auf die syri-

sche Tragödie schildern. Dank dieses Austausches gelingt es mir heute besser, Deutschland zu verstehen.

Nicht viele meiner syrischen Landsleute haben diesen privilegierten Zugang zur deutschen Gesellschaft. Deswegen verstehe ich mich auch als Mittler zwischen den Welten. Ich bin in der glücklichen Position, anderen helfen zu dürfen. Als ehrenamtlicher Begleiter versuche ich, Neuankömmlingen aus Syrien und dem arabischen Raum zu erklären, wie das Leben hier funktioniert. Durch sie erlebe ich meinen eigenen Kulturschock des Anfangs wieder, zusammen mit ihnen lache ich über die Tücken der deutschen Sprache und schmunzle über manche Eigenheiten der »Einheimischen«. Auch davon handelt dieses Buch.

»Wer, wie, was? Wieso, weshalb, warum?«, mit diesen Fragen beginnt eine der bekanntesten Kindersendungen im Nachkriegsdeutschland, wie ich in einem Integrationskurs gelernt habe. Ich mag besonders die folgende Zeile: »Wer nicht fragt, bleibt dumm.«

Ohne meine deutschen Freunde wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Mein Dank gilt allen Menschen, die mir hier in meiner neuen Heimat die Kraft und den Glauben an mich selbst gegeben haben, ganz besonders meinen Hamburger Gasteltern. Mein Dank geht auch an meine Co-Autorin Elena Pirin. Und ohne die großzügige Unterstützung meiner Freunde aus Hamburg und Berlin, die ihre Herzen und Häuser für mich und meine Brüder öffneten, hätte ich Deutschland nie erreicht. Ihrem Einsatz ist es zu verdanken, dass wir hier in Sicherheit leben können und vorerst eine Zukunftsperspektive haben. Dank der intensiven Kontakte

zu unseren Helfern und Unterstützern schafften wir es, uns in dieser unbekanntenen neuen Welt zu orientieren. Ich möchte die Stunden, in denen uns meine Gasteltern und deren Freunde auf diverse Ämter begleiteten, nicht zählen. Es kommen sicher einige Arbeitstage zusammen.

Auch etwas anderes, besonders Wichtiges kommt hinzu: Dank der vielen Gespräche und Diskussionen, der privaten Einladungen und Unternehmungen konnten wir – die Gebrüder Hamdo – in kurzer Zeit die hiesige Lebensart kennenlernen. Das war der beste Integrationskurs meines Lebens und sicher einer der Gründe dafür, dass mein Deutsch mittlerweile recht gut fließt.

Ich kann noch nicht sagen, ob wir ein Beispiel für gelungene Integration sind – die Zukunft wird das zeigen. Ich kann nur möglichst vielen jungen Einwanderern solch schöne menschliche Begegnungen wünschen! Gute Taten tragen irgendwann reiche Früchte, daran glaube ich fest – nicht nur, weil ich ein gläubiger Muslim bin.

Faisal Hamdo

Hamburg, im Januar 2018

1. Schnee in Aleppo

»Woher kommst du?«, frage ich meistens, wenn ich jemanden kennenlerne. Wenn ich selbst danach gefragt werde, zucke ich allerdings zusammen, denn ich stamme aus der traurigen Berühmtheit Aleppo. Die Stadt, in der ich aufgewachsen und zur Schule gegangen bin, in der ich studiert und gearbeitet, in der ich geliebt und von einer eigenen Familie geträumt habe – sie existiert in dieser Form nur noch in meinen Erinnerungen und Alpträumen.

Als ich Syrien im Sommer 2014 verließ, ahnte ich nicht, dass mein Heimatort zwei Jahre später zum Synonym für die Hölle werden würde. Heute ist Ost-Aleppo eine Ruinen- und Geisterstadt, die ich nur via YouTube oder Facebook besuchen kann. Die meisten Menschen, die ich dort kannte, sind geflüchtet oder tot.

Laut Wikipedia hatte Aleppo-Stadt im Jahre 2005 etwa 2,5 Millionen Einwohner; die Region beherbergte über 3,1 Millionen Menschen. Wie viele dort heute noch leben, weiß nur Gott.

Ich sitze trocken und sicher in Deutschland. Manchmal schaue ich mir – allein oder zusammen mit meinen drei

Brüdern – auf Google Earth das Fleckchen Erde an, auf dem unser Familienhaus stand. Auf diesem Luftbild ist das Haus noch zu sehen, das unser Vater in den frühen 1980er-Jahren mit eigenen Händen zu bauen begann. Auf der anderen Straßenseite erkennt man das Grundstück, das wir kurz vor dem Krieg gekauft hatten, um dort ein zweites Haus zu errichten, für die Familie eines meiner Brüder.

Auf dem Satellitenbild ahnt man unsere Dachterrasse, auf der wir im Sommer unter den Sternen schliefen. Den Innenhof, in dem ich mit meinem Neffen Fußball spielte, sieht man nicht. Er existiert also nur noch in meinen Erinnerungen – denn das Haus und die Straße gibt es wahrscheinlich nicht mehr, berichteten jedenfalls unsere Nachbarn.

Wegen der Fotos von Aleppo ist mein Laptop das Kostbarste, was ich besitze. Und ich wünschte, ich hätte dort jeden Ort, an dem ich einmal war, fotografiert. Dass ich es nicht getan habe, ist aus heutiger Sicht ein unverzeihliches Versäumnis, denn ich hatte schon Anfang 2010 ein Handy. Warum habe ich so selten das Krankenhaus fotografiert, in dem ich nach meinem Studium ein Jahr lang als Physiotherapeut gearbeitet habe? Ich besitze nur ein einziges Gruppenfoto meiner Abteilung. Aber wie sollte ich ahnen, dass dieses Krankenhaus im Stadtteil al Schaar im Herbst 2012 von Fassbomben zerstört werden würde? Ich danke dem Zufall, dass ich damals nicht dort war und verschont blieb, aber ich bin untröstlich darüber, dass ausgerechnet die junge Assistenzärztin, die bei dem Bombenangriff starb, nicht auf dem Abteilungsfoto zu sehen ist. Wir hatten zusammen eine Fortbildung an der Uni belegt und waren dabei, uns anzufreunden.

Es ist erschreckend, wie schnell man die Gesichtszüge eines Menschen vergisst.

Mein Laptop beherbergt auch die wenigen, kostbaren Fotos von meiner Verlobten und mir – darunter eines von unserem Ausflug zur Zitadelle von Aleppo. Die imposante mittelalterliche Festung, die ich manchmal mit Kommilitonen und Freunden besuchte, steht heute nur noch teilweise. In vergangenen Zeiten hatte sie verschiedenen Herrschern als Palast oder Militärstützpunkt gedient; im 20. Jahrhundert wurde sie dann für Touristen geöffnet. Jetzt patrouillieren dort Regierungstruppen und blicken von oben auf die weitgehend zerstörte Altstadt. Dass die Zitadelle und die weltberühmte Altstadt Aleppos unter dem Schutz der UNESCO stehen, hat dem Weltkulturerbe wenig genützt.

Auch die prächtige Umayyaden-Moschee hätte ich häufiger fotografieren sollen, bevor sie zum Schlachtfeld der Regierungstruppen und der Aufständischen verkam. Unser Haus lag am Rande der Stadt und war mindestens andert-halb Stunden Busfahrt vom historischen Zentrum entfernt. Unsere Mutter ließ es sich jedoch nicht nehmen, gelegentlich zu dieser heiligen Stätte zu fahren, um dort zu beten. Manch eine Krankheit oder Prüfung von uns Kindern ist dank ihrer Gebete glücklich ausgegangen. Meine Eltern leben mittlerweile Hunderte von Kilometern von Aleppo entfernt, in Jordanien. In welcher Moschee meine Mutter jetzt betet, wenn sie große Sorgen hat, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass es besser ist, dass sie die Umayyaden-Moschee momentan nicht sehen kann – der Anblick der Verwüstung würde ihr das Herz brechen.

Ich frage mich, welche der Orte, die ich kenne, noch heil sind. Vielleicht gibt es noch den benachbarten Gemüsegarten, in dem meine Mutter manchmal aushalf, um ein paar Lira zu verdienen. Wahrscheinlich stehen auch die teuren Villen noch, die mein Vater zusammen mit uns Söhnen innen verputzt und mit Fliesen ausgelegt hat. Vielleicht existiert sogar noch der Pool, den wir für einen saudischen Kaufmann in dessen Garten gefliest haben. Ob seine Familie in der Hitze der letzten Sommer darin Abkühlung gefunden hat?

Syrien sei ein sehr schönes Land, hatten wir in der Schule gelernt. Man könne bei uns wunderbar Urlaub machen. Man könne im Mittelmeer baden, in Gebirgen wandern, jahrtausendealte Heiligtümer besuchen und sogar Ski fahren – auf beinahe syrischem Boden: Auf den von Israel besetzten Golanhöhen kann man herrliche Pisten hinuntersausen, gleich jenseits der heutigen syrischen Grenze. Man kann auf dem Berg Hemron seinen Après-Ski-Drink nehmen, bei klarem Wetter den Blick auf das nur 40 Kilometer entfernte Damaskus genießen. Heute würde man dort allerdings fernes Kampfgetöse hören.

Um Weihnachten 2016 entdeckte ich im Internet Bilder der verschneiten Ruinen in meiner Heimatstadt. Ich dankte Gott, dass ich den blutgetränkten Schnee von Aleppo nicht erleben musste. Gleichzeitig fühlte ich mich endlos schuldig, dass ich nicht vor Ort war, um den frierenden, obdachlosen und verletzten Menschen zu helfen. So geht es, denke ich, Millionen von geflüchteten Syrern.

Als ich 2009 meinen ersten Schnee und meine erste Schneeballschlacht auf unserer Dachterrasse erlebte, hätte

ich im Traum nicht daran gedacht, dass ich eines Tages den Schnee im Harz in meinen eigenen Händen halten würde. Kurz vor Neujahr 2017 hatte ich einen Traum: Mein Neffe und ich bauten auf unserem Dach einen Schneemann. Neben uns lagen die Skier bereit, mit denen wir bald in den Winterurlaub aufbrechen würden. Nicht in den Harz. Sondern in die syrischen Berge.

2. Als mein Opa zum König wurde

Einen der ersten deutschen Begriffe, den ich gelernt habe, ist Altenheim. Damals ahnte ich nicht, wie wichtig dieses Wort für mich noch werden würde. Zudem konnte ich mir nur wenig darunter vorstellen, denn in Syrien existierten so gut wie keine Alten- oder, politisch korrekt, Seniorenheime. In Aleppo, einer Millionenstadt, zählte man alles in allem vier sogenannte Seniorenhäuser, aber ich kenne niemanden, der dort seine Eltern oder Großeltern »abgegeben« hat.

Umso unvergesslicher sind mir meine ersten Tage als Aushilfspfleger in einem Hamburger Pflegeheim. Ich sehe immer noch die zierliche Dame aus Zimmer 211 vor mir. Jedes Mal, wenn ich zu ihr kam, um sie beim Essen oder bei der Pflege zu unterstützen, fand ich sie weinend vor. Das ging vielleicht zwei Tage so. Jedes Mal fragte ich: »Warum weinen Sie?«, aber ich bekam keine Antwort. Irgendwann wandte sie sich immer ab und blickte aus dem Fenster; ich sah nur noch ihr feines Profil. Und spürte ihre Traurigkeit.

An einem Tag im Februar 2015 – es war kalt, aber sonnig, ein Tag zum Spaziergehen – sah sie wieder nach draußen,

und ihre Tränen flossen erneut. Aber diesmal sagte sie: »Meine Tochter kommt nicht.«

Mein Deutsch war noch ziemlich holprig, aber ich versuchte, sie zu trösten. »Na ja, sie kommt bestimmt bald, das Wochenende ist noch nicht vorbei.«

»Nein, sie kommt nicht«, sagte sie.

»Sie wohnt sicher weit weg«, nahm ich die unbekannte Tochter in Schutz.

»Nein«, schüttelte die Dame ihre weißen Haare. »Sie wohnt in einem Vorort von Hamburg.«

»Vielleicht ist sie beruflich verhindert?« Ich gab nicht auf.

»Sie ist schon Rentnerin.«

»Oder sie muss auf Ihre Enkelkinder aufpassen?«, machte ich einen letzten Vorschlag.

»Ach was. Sie hat keine Kinder.«

Ich wusste nicht mehr, was ich sagen sollte, außer: »Wollen wir kurz spazieren gehen? Ich könnte Ihren Rollstuhl schieben, und wir drehen eine kleine Runde durch den Park.« Sie stimmte sofort zu. Es war erstaunlich, wie schnell sich ihre Laune besserte. Die alte Dame wollte einfach nur an die frische Luft, und das in Gesellschaft.

Ob mein syrischer Großvater in den letzten Jahren seines Lebens viel an der frischen Luft war, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, dass es ihm ganz sicher nicht an Gesellschaft mangelte. Als Opa mit neunzig bei uns zu Hause starb, war er schon ziemlich »durch den Wind«. Ich kann mich gut an den Tag erinnern, als *Djudu* zu uns zog. Unser Haus war noch nicht zu Ende gebaut, es hatte damals drei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und eine kleine Küche. Wir waren aber

acht Kinder, also mussten wir zusammenrücken. Opa bekam einen eigenen Raum, in dem er immer zusammen mit jemandem aus der Familie übernachtete, der sich um ihn kümmerte. Das waren entweder meine älteren Geschwister, meine Eltern oder eine der Tanten und Onkel. Die Erwachsenen wechselten sich ab und halfen ihm – egal, ob man ihn auf die Toilette begleiten, waschen oder füttern musste.

Unser Vater hatte uns erklärt, dass der Opa schon alt sei und unsere Hilfe brauche. Es war eine Selbstverständlichkeit, ein ungeschriebenes Gesetz: Als eines von sieben Geschwistern war jetzt unser Vater mit der Pflege an der Reihe, und damit auch unsere Familie.

Großmutter war in unserem Dorf geblieben, um sich um das Haus und die Schafe zu kümmern. Dieses Dorf hatte mein beduinischer Urgroßvater einst den Franzosen abgekauft. Dort, am Rande der Wüste, unweit des Euphrats, war Großvaters Reich, dort war er ein König der Wüste, auf Arabisch ein *Badja*. Drei seiner Söhne lebten mit ihren Familien in der Nachbarschaft. Der König der Wüste hatte sein eigenes Lehmhaus, seinen Garten und eine Vielzahl von Enkelkindern. Fast jeden Abend saßen seine Angehörigen bei ihm. Es wurde zusammen gegessen und erzählt. Je älter meine Großeltern wurden, desto öfter übernahmen die Schwiegertöchter und Töchter das Kochen. Wenn Oma und Opa mal einen Abend zu zweit verbringen wollten, wurde das Essen zu ihnen gebracht.

Und nun zog der König der Wüste bei uns ein, weil er »durch den Wind« war. Für mich, den zehnjährigen Enkel, war *Djudu* immer ein starker Mann gewesen. In seiner Kind-

heit hatte er noch als Nomade gelebt, wusste alles und konnte tolle, spannende Geschichten erzählen. Es war für mich das Größte, seinen Erzählungen zu lauschen. Bei Besuchen hatte er früher immer Geschenke mitgebracht. Aus meiner kindlichen Sicht ging dies nun alles verloren. Ich habe in der Zeit viel um meinen Großvater geweint.

Heute glaube ich allerdings, dass mein Opa ziemliches Glück hatte. Er blieb nie allein und war weiterhin gut ins Familienleben eingebunden. Da waren nicht nur meine Mutter, mein Vater, meine Geschwister und ich. Auch die andere Großmutter unterstützte oft meine Mutter. Jeden Tag kamen Tanten und Onkel, um *Djudu* zu besuchen. Sie blieben oft mehrere Tage und haben dann nur mit einer Decke auf dem Fußboden geschlafen.

Interessanterweise hat keiner davon geredet, dass Opa dement sei oder krank. Für uns war der Großvater einfach »durch den Wind«, das gehörte in Syrien zum Alter dazu.

Wenn viele Familienmitglieder bei der Pflege eines Menschen mit Demenz mithelfen, hat das große Vorteile: Die Arbeit verteilt sich auf mehrere Schultern, und der Verwandte bleibt am sozialen Leben beteiligt. Opa bekam mit, was uns bewegte, und er war vor allem in den Tagesablauf eingebunden. Aber auch wir Kinder erfuhren, was Pflege bedeutet, und mussten zur Entlastung unserer Mutter kleine Aufgaben übernehmen. Wir erlebten unmittelbar, wie der Generationenvertrag funktioniert. In einem Pflegeheim gehen all diese Aspekte verloren.

Andererseits will ich die Pflege innerhalb der eigenen Familie nicht romantisieren. Wenn ich als Physiotherapeut

mit einem dementen Patienten Übungen mache und geduldig immer wieder erkläre, was wir gerade tun, denke ich oft an meinen Großvater. Waren meine Eltern auch geduldig mit ihm? Der Vorteil eines Heims ist ja, dass die Begleitung professionell erfolgt. In Familien ist das oft nicht möglich. Als mein Großvater begann, sonderbare Geschichten zu erzählen, haben wir Kinder über ihn gelacht, und die Erwachsenen wussten auch nicht, wie sie damit umgehen sollten. Ich bin davon überzeugt, dass mein Großvater das wahrgenommen hat. Die Mitarbeiter eines Heims hingegen haben die Kompetenz, mit dem sich ändernden Verhalten umzugehen und den Dementen in seinem Handeln zu verstehen.

Im Pflegeheim in Deutschland werden Menschen mit Demenz mobilisiert und angeregt, möglichst alles selbst zu machen. Das finde ich sehr wichtig. Bei uns in Syrien ist ein alter und kranker Mensch dagegen wie ein greiser König: Ihm werden alle Wünsche von den Augen abgelesen und erfüllt. Selbst wenn er allein trinken wollte – der Becher wird ihm zum Mund geführt. Von der früheren Selbstständigkeit des Menschen bleibt aus falsch verstandener Fürsorge nichts mehr übrig.

Natürlich gab es auch in Syrien Menschen ohne Ehepartner und Kinder. Wer hat sich um sie gekümmert? Meistens die Nachbarn. In unserer Straße zum Beispiel lebte ein hilfsbedürftiges älteres Ehepaar, das weder Kinder noch Verwandte hatte. Die ganze Straße hat nach den beiden geschaut. Jeden Tag kochte jemand anderes das Essen für die beiden, machte die Wohnung sauber und erledigte, was so anfiel. Meine Mutter natürlich auch. Die Gesellschaft nahm

sich also dieser Menschen an. Wäre deren Zahl allerdings stark gestiegen, hätte die Hilfsbereitschaft sicher bald abgenommen. Und natürlich sprechen wir von Syrien vor dem Krieg. Ich möchte nicht wissen, wie viele alte, verletzte und vereinsamte Menschen heute durch Aleppo oder andere syrische Städte irren.

Ich betrachte es als ein Glück, hier in Deutschland mit älteren Menschen arbeiten zu dürfen. Viele meiner Patienten im Klinikalltag sind hochbetagt, einige sind dement. Auch bei meinen Hausbesuchen als Physiotherapeut oder Altenbetreuer habe ich viel Kontakt zu älteren Menschen. Man kann von ihnen viel lernen, auch über die deutsche Gesellschaft. So mögen es die meisten Patienten hierzulande nicht, berührt zu werden, anders als bei uns in Syrien. Dort war es normal, jemanden an die Hand zu nehmen oder auch mal zu umarmen, wenn er oder sie traurig war. Den älteren Menschen hier ist es offenbar sehr wichtig, zu zeigen, dass sie noch selbstständig sind.

Ich frage mich, ob das einer der Gründe ist, warum hier so viele Angst vor dem Alter haben. Alter wird offenbar negativ bewertet. In Syrien hingegen bringen wir dem Alter sehr viel Respekt entgegen. Alt sein wird mit Würde assoziiert. Die betagten Menschen werden von den Jüngeren bedient und genießen es. Deutsche hingegen wollen lieber alles alleine machen und finden es schrecklich, wenn sie der Hilfe bedürfen. Sollte ich das Glück haben, eine eigene Familie zu gründen, würde ich am Ende meines Lebens gern in einer häuslichen Umgebung gepflegt werden. Aber wer weiß, wie ich im Alter darüber denke!

3. Von Ost-Aleppo nach Westberlin

Als die Berliner Mauer fiel, war ich gerade mal ein paar Monate alt.

25 Jahre später, im Herbst 2014, stand ich, der Geflüchtete, am Brandenburger Tor und durfte die beeindruckende Lichtinstallation entlang der ehemaligen Mauer fotografieren. »Lichtgrenze«, was für ein schöner neudeutscher Begriff, der zu Recht zum Wort des Jahres 2014 gewählt wurde!

Ich war gerade von Hamburg nach Berlin gezogen, weil das Leben in den neuen Bundesländern günstiger als in der Hansestadt war und die Sprachkurse erschwinglicher. Ich hatte mich außerdem bei einigen Online-Job-Portalen registriert. Bis heute bekomme ich Angebote aus dieser Berliner Zeit: mehr oder weniger lukrative Tätigkeiten als Umzugs helfer, Gartenarbeiter oder Katzensitter. Die Jobs, die ich tatsächlich fand, kamen aber vorwiegend durch »Vitamin B« zustande. Dank der Kontakte meiner Freunde durfte ich – der Sohn eines syrischen Bauarbeiters – die eine oder andere Baustelle hierzulande kennenlernen. Dadurch lernte ich nicht nur den Reichtum der polnischen Kraftausdrücke kennen, sondern auch viele Sehenswürdigkeiten der deutschen